

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 222.

Freitag, 23. September

1927.

(21. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuter.

John Kerridge witterte Morgenluft.

„Mir scheint, Kleine, du hast uns interessante Geschichten zu erzählen. Wir waren gerade im Begriff, zu Francois aufzubrechen. Aber unser Souper läuft uns nicht davon. Wenn es Ihnen recht ist, Durchlaucht, dann nehmen wir dort drüben die kleine Sofaede und Miß Glynn berichtet uns, worum es sich handelt. Weil doch unter Umständen schnelle Entschlüsse notwendig sein könnten.“

„Unbedingt sind sie notwendig. Welch ein Glück, John, daß du mich aus Amsterdam mit hernahmst! Vielleicht werden wir der armen Christa doch noch helfen. Du mit der Autorität deines Namens! — Kommt in die Ecke. Ich erzähle euch. Es ist nur eine ganze kurze story.“

Schnell ging sie voran. Sie vermochte kaum die Zeit zu erwarten, bis die beiden Herren rechts und links von ihr Platz genommen.

Sie zerrte die weißen Glaces wieder von den Händen und knüllte sie achtlos zusammen. Sie war maßlos erregt und schon mitten im Erzählen, ehe sie es selbst recht merkte. Dabei sprach sie nach rechts und links.

Nämlich — Durchlaucht müssen wissen — dir sage ich damit ja nichts Neues, John! — daß ich eine fanatische Sportenthusiastin bin. Vornehmlich auf dem Gebiete des Tennis, wo ich auch ein bißchen Namen habe. Vorlehten Winter nun bestritt ich an der Riviera das internationale Turnier um den Goldpokal der Ligurischen See. Der Fürst von Monaco hatte es ausgerichtet und mit einer Reihe anderer sportlicher Veranstaltungen verbunden: Jachttrennen längs der Côte d'Azur, Tontaubenschießen in Monte, Auto-Schönheitswettbewerbe auf der Corniche. Es waren herrliche drei Wochen. . . .

„Und um ein Haar hättest du den Goldpokal gewonnen, wenn dich die Lenglen im Entscheidungslampf nicht um einen knappen Satz geschlagen hätte“, schaltete der Detektiv ein.

Gerrit Glynn nickte hastig.

„Ja. Schon. Es war ein Jammer. Ich mußte nach Halbzeit gegen die Sonne spielen — sonst wäre der Pokal vielleicht doch noch zu schaffen gewesen. Aber das gehört ja nicht hierher. Laß mich nun weiter erzählen.“

An dem Turnier beteiligte sich unter anderen auch eine Sennora Dolores Alvareido, die junge Witwe eines immens reichen brasilianischen Haziendero. Eine so blendend schöne Frau, Durchlaucht, daß ich sie nie vergessen werde. Sie wohnte in einer sehr exklusiven Fremdenpension Beaulieu und kam täglich nach Nizza herüber. Sie schien keinerlei Freunde oder Verwandte zu besitzen — jedenfalls sah man sie während der ersten Woche stets allein. Dann aber zeigte sie sich plötzlich in Gesellschaft eines Herrn — eben jenes Mannes, Durchlaucht, den man Ihnen vorhin als . . .

„— Mister Sherwood, Madame.“

„— gut, also als Mister Sherwood vorgestellt hat. Damals allerdings nannte er sich Duke of Chattingham,

auf welchen Namen auch sein Paß lautete. Man hörte, daß der Sitz seines Geschlechts, Chattingham Castle, noch aus der Zeit der Normannen stamme und inmitten riesiger schottischer Hochmoore läge, die ihm angeblich ebenso ausschließlich gehörten wie der neunte Teil von Manchester. Natürlich war er Mitglied der Pairskammer, Ritter des Hosenbandordens und hatte als Leutnant zwei Jahre bei den Royal Dragons gestanden. Niemand zweifelte. Denn er spielte seine Rolle so virtuos, als sei er auf dem Parkett des Buckingham-Palastes aufgewachsen. Außerdem verfügte er über große Mittel, vergeudete sie mit unnachahmlichem Geschmack, steuerte seinen hundertpferdigen Rolls-Royce meisterhaft und beherrschte bei aller vornehmen Zurückhaltung jede Gesellschaft, in der er auftrat. — Dieser Mann also galt bald als erklärter Chaperon der Sennora Alvareido. Wie sie einander kennengelernt haben, bleibt ungeklärt, jedenfalls waren sie ständig beisammen. Während sie ihre Matches spielte, saß er in der ersten Zuschauerreihe und verfolgte jede ihrer Bewegungen. Im übrigen besuchten sie die Oper und den Cercle des Etrangers, segelten, schossen Tontauben, machten Autoausflüge, blieben auch mal vierundzwanzig Stunden oben in La Turbie. Sie waren unbedingt ein charmantes Paar, paßten glänzend zueinander. Und eigentlich erwartete man jeden Tag die Proklamierung ihrer Verlobung. Statt dessen aber kam eine Katastrophe.“

„Nett erzählst du, my little girl!“ konstatierte John Kerridge. Und der Fürst pflichtete bei:

„In der Tat, Madame — interessant!“

Ihr Temperament drängte weiter.

Als Sennora Alvareido in der Pension, wo sie wohnte, eines Vormittags lange unsichtbar blieb und das Personal auch vergebens klopfte, ohne Antwort zu erhalten, da ließ man die Türen gewaltsam öffnen und fand die Brasilianerin in tiefer Bewußtlosigkeit. Der Chloroformgeruch in ihrem Zimmer bewies, daß sie betäubt worden war. Es dauerte geraume Zeit, bis ein herzoglicher Arzt sie wieder zu sich brachte. Zuerst vermochte sie sich nicht zu entsinnen, was geschehen war. Schließlich kehrte das Gedächtnis zurück, und nun schilderte sie die nächtliche Schreckenszene, die sie erlebt hatte:

Ihre Zimmer lagen im Zwischenstock, nach rückwärts zum Garten hinaus. Sie schlief stets bei offenen Fenstern. Spuren bewiesen, daß durch diese der Täter eingestiegen war. Als sie infolge irgendeines Geräusches aus dem Schlaf aufschreckte, stand neben ihrem Bett ein maskierter Mann, den sie seiner Figur nach jedoch sofort als den angeblichen Duke of Chattingham erkannte. Sie wollte schreien. Doch da preßte sich schon ein chloroformgetränktes Tuch auf ihr Gesicht, worauf sie das Bewußtsein verlor. Weitere Aussagen vermochte sie nicht zu machen.

Die daraufhin vorgenommene Durchsuchung ihrer Zimmer erbrachte ein vernichtendes Resultat: Nicht nur ihre Reise-Kreditbriefe und ein hoher Traveller-Scheck waren verschwunden, sondern auch tausend Pfund

Bargeld und ihr gesamter, ungewöhnlich kostbarer Schmuck, den sie selbst mit hunderttausend Dollar bewertete. Diese Entdeckung wirkte auf sie derart niederschmetternd, daß sie in der darauffolgenden Nacht einen Selbstmordversuch unternahm, der nur durch einen Zufall vereitelt wurde. Dabei handelte es sich bestimmt nicht um den Verlust materieller Werte, den sie erlitten und der bei ihrem immensen Reichtum wohl überhaupt nicht mitsprach, sondern um die katastrophale Herzensenttäuschung, daß der Mann, in den sie sich verliebt hatte, kein englischer Aristokrat, sondern ein internationaler Verbrecher gewalttätigster Spielart war. Diese Entdeckung machte sie menschenscheu und melanholisch.

Der sogenannte Duke of Chattingham aber blieb natürlich verschwunden. Keiner der Steckbriefe, die hinter ihm hergeschickt wurden, führte zu seiner Verhaftung. Nur erbrachten die folgenden Wochen noch allerlei interessante Einzelheiten über ihn. Denn nun kamen — aus Ventimiglia und Bordighera, aus Cannes, Mentone und Nizza — von überallher Meldungen, daß er unter irgendwelchen gentlemanlike Vorwänden und mit Hilfe seiner falschen herzoglichen Wappentrone eine ganze Handvoll naiver Gemüter um erhebtlich: Summen geprellt hatte, von denen er seinen luxuriösen Aufwand solange bestritt, bis ihm der große Schlag mit der Brasilianerin glückte. Und schließlich entdeckte man, als Sennora Alvareido schon abgereist war, am Fensterrahmen ihres früheren Schlafzimmers einen Handabdruck, nach dem durch dattyloskopisches Verfahren der feudale Duke of Chattingham festgestellt wurde als ein vielgesuchter internationaler Hochstapler Frank McCornid.

Der Detektiv machte eine überraschte Bewegung.

„Welchen Namen nanntest du eben?“

„Frank McCornid. Kennst du ihn, John? Natürlich muß er dir als Kriminalist geläufig sein. Dieser Frank McCornid nannte sich damals Duke of Chattingham und heißt heute John Sherwood.“

„Du bist deiner Sache sicher?“

„Absolut, John. Ich bitte dich: wenn man einen Menschen wochenlang Tag für Tag sieht und häufig mit ihm spricht . . .“

„Das hast du damals getan?“

„Wie wir alle. Wo er doch als offizieller Favorit der Sennora Alvareido angesehen wurde und in der wirklich illustren Gesellschaft, die sich um den Goldpol der Ligurischen See damals an der Riviera ein Rendezvous gab, solch prominente Rolle spielte — niemand konnte auf den Verdacht kommen, wer er in Wahrheit war.“

„Natürlich nicht“, nickte John Kerridge.

Der Fürst fand sich nicht so schnell damit ab.

„Aber, Madame, wenn Sie gefälligst bedenken wollen — ein Verbrecher solchen Formats, den vermutlich doch die Polizeibehörden der ganzen Welt suchen — und jetzt ein Mitarbeiter des Präsidenten des United Oil Trusts, der zu den Geldfürsten Amerikas gehört . . .“

— und der wahrscheinlich vollkommen ahnungslos ist, mit wem er es tatsächlich zu tun hat!“ ergänzte Gerrit Glynn achselzuckend. „jedenfalls ist meinerseits ein Irrtum oder eine Personenverwechslung völlig ausgeschlossen, Durchlaucht.“

„Einen Moment bitte ich mich zu entschuldigen“, sagte der Detektiv plötzlich, erhob sich und ging zum Empfangstisch, wo die ankommenden Hotelgäste ihre Zimmer zugewiesen erhielten. Nach kurzem Wortwechsel kehrte er zurück und griff nach Hut und Handschuhen. „Ich habe mir nur Gewißheit verschafft: der Mister Sherwood wohnt hier im Hotel, auf der gleichen Etage mit Hosea Bruce.“

Seine Cousine sprang auf.

„Du willst ihn verhaften lassen, John?“

„Vorsicht, Kleine“, warnte der Engländer lächelnd, „nicht so laut und temperamentvoll! Selbstverständlich werde ich ihm heute nacht das Handwerk legen. Schon aus Rücksicht auf deine Freundin Christa und ihren Verlobten.“

Er wandte sich an den Fürsten.

„Ja, Durchlaucht, da müssen wir Sie nun zum Mitwisser einer Sache machen, an der Sie sowieso lebhaft interessiert sind und die eng mit den georgisch-deutschen Überhandlungen zusammenhängt. Ich denke, wir benutzen dazu unsere Souperstunde bei Francois, um die ich doch nicht herumkommen möchte. Daß der Mister Sherwood uns inzwischen durch die Lappen geht, ist unwahrscheinlich. Außerdem befinden wir uns auf belgischem Boden, und ich darf solche Verhaftung nur mit Unterstützung eines Brüsseler Kriminalkommissars vornehmen. Dessen Hilfe sichere ich mir auf dem Rückwege von Francois. Dann ist es überdies mittlerweile auch so spät geworden, daß wir jedes Aufsehen vermeiden und den Ruf des Palace-Hotels nicht kompromittieren, wenn wir an einen seiner Gäste Hand legen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Mond.

Im Wasser sucht er seinesgleichen,
Sein rundes, blasses Spiegelbild,
Und gibt ihm zarte, stille Zeichen,
Es lächelt, wie er selbst, so mild.

Er sehnt sich hin zu seinesgleichen,
Von tiefer Einsamkeit gequält,
Nicht ahnend, daß er selbst den bleichen,
Vertraumten Bruder lichtbeseelt.

Lotte Tiedemann.

Musdauer.

Dumoresle von Ernst Franz (München).

Der Brem-Jörgl hatte lange Jahrzehnte die Gemeindefrassen in muster-gültiger Ordnung gehalten, so lange bis es nicht mehr ging. Da versetzte ihn die Gemeinde mit 30 Mark monatlich in den Ruhestand, und der Brem-Jörgl zog sich aus dem kleinen Staat zurück in sein stilles Häusl, das am Eingang des Dorfes an dem sich still durch das Tal schlängelnden Flüsschen lag.

„Was tun?“, fragte sich der Jörgl nun. Der Garten, der sein zweizimmeriges Obdach umgab, war bald mit Kartoffeln, Salat und Zwiebeln bestellt. Nach langem Nachdenken verfiel er auf das Fischen.

Die Pfeife im Mund sah er tagelang auf den Stufen, die von seinem Gärtchen in den Fluß hinaufführten. Mit unabänderlicher Ruhe blidte er auf den Korben, wie er davon schaukelte, zog ihn heraus und warf ihn wieder vor sich ein. Wenn der Wurm nicht mehr am Angelhaken hing, sagte er nur jedesmal „die Malefiztecher“, womit er die Fische meinte, und befestigte einen neuen.

So sah er wohl schon einige Wochen, ohne daß der Bach weniger Fische sein eigen hätte nennen können als vorher, aber sein Eifer war immer der gleiche.

Eines Tages jedoch sah ihn der Landjäger und machte ihn, der keine Fischkarte besaß, auf die Unrechtmäßigkeit seines Handelns aufmerksam.

„Jetzt, den schau an“, lachte der Jörgl. „Auf meinem Grund und Boden soll ich net fisch'n dürf'n. Geh, geh weiter.“

Es entspann sich ein langer Wortwechsel über Fischerei-recht und alles, was damit zusammenhängt, mit dem Erfolge, daß der Jörgl zu dem Landjäger sagte, er solle seine Gescheitheit einem andern sagen, auf diesen Tanz lasse er sich nicht ein. — Am nächsten Tag sah er wieder beim Fischen und die folgenden auch, als wäre nie etwas darüber gesprochen worden.

Nach einer Woche kam der Landjäger wieder, und der Jörgl sah auf seiner Stiege, von der er ihn freundschaftlich begrüßte und berichtete, daß „die Fisch halt gar so schlecht anbeiß'n tät'n und daß a Gwitter halt kommen sollt.“

Ein neuer Aufklärungsvortrag über die Ungefährlichkeit seines Handelns folgte mit der Drohung, daß er, der Jörgl, angezeigt werden würde, wenn er sich nochmals ertappen ließe. Der Jörgl war immer ein gemüthliches Mannsbild, und so verließ ihn auch diesmal kein Humor nicht, als er, ohne den Hüter der Ordnung unterbrochen zu haben, nach dem letzten Wort sagte: „Aber weicht, so a Forell'n tät mich schon arg a'läst'n. Aber ich versteh's no net recht. Na, ich lern's schon no.“

Da ging der Landjäger zum Bürgermeister.
„Anzeig'n, dö's gibts sei net“, sagte der Bürgermeister.
Der Jörgl is a rechtlicher Mensch allweil g'wesen. Dös best' is, ich geh zu ihm und seh' ihm die Sach' auseinander.“
Am nächsten Tag kam der Bürgermeister zum Jörgl.

Er traf ihn auf der Stiege hockend, die Pfeife im Mund und auf den Korken blickend. „De, Jörgl“, schrie er ihn an, „was tust denn da?“

„Fisch.“

„So, Fisch'n. Weist net, daß man dös net tun darf?“

„Sei stad, einer will grad anbeiß'n.“

Mit Spannung blickten beide auf den Korken.

„Die Malesizviecher“, sagte der Jörgl und zog den Haken ohne Wurm heraus. „Dös will a'lernt sein“, meinte er, während er einen neuen Köder befestigte. „Ich hab' mir jetzt schon überlegt, wie ich dös im Winter mach“, fuhr er fort. Der Kramer hat mir a Kist'n a'schenkt. Ich sang jetzt schon Wurm, und die tu' ich alle in die Kist'n, die ich in mei Stub'n stell'. Natürlich muß a Erd'n nei. Da hab ich nachher für'n ganz'n Winter Wurm. Verstehst?“

„Siehst, auf dös war jetzt ich net kommen“, sagte der Bürgermeister. „Aber Fisch'n derfst ja net. So steht's im Gesezbuch.“

„A paar Schwanzl hab' ich bis jetzt schon derwischt. Ich sag dir, mit frische Kartoffli — grad fein. Aber die Viecher spannen sei den Brat'n. Anbeiß'n, net ums Hinwerden woll'n anbeiß'n.“

„Ja, wenn ich aber sag, du derfst net Fisch'n.“

Aber der Jörgl hörte nichts mehr und blickte auf den Korken. Der Bürgermeister ging. Der Jörgl fischte.

Er fischte am nächsten Tag und die nächsten Wochen.

Der Landjäger kam und sah es wieder. Er wurde ganz rot vor Zorn, zog sein Notizbuch und stieg zum Jörgl hinab.

„Ja, grüß dich. Bist wieder amal zusehrt“, begrüßte ihn der Jörgl. „Siehst, dös is a Freud, dahod'n und schaun. Kommst gar net aus der Aufregung raus.“

„Dös Fisch'n muh aufhör'n“, schrie der Landjäger.

„Sei no grad still, sonst dachred'n s', nachher beißt gar keiner mehr an. So einfach is die Sach net, sag ich dir.“

Der Landjäger ging zum Bürgermeister.

„Anzeig'n, dös gibt's sei net, dös best is, ich geh zum Jörgl und laß ihm die Sach auseinander.“

Der Bürgermeister ging zum Jörgl: „Ich kanns nimmer buld'n, dös Fisch'n, ich kanns net.“

„Ja, ja“, entgegnete der Jörgl, „ich habe allaweil die Fisch veracht, weils so gratis sind, aber mit Kartoffli kanntst die Grat'n nunterischlud'n, da merkst gar nix'n.“

„Ich weiß gar net, warum der gar net hört“, sagte der Bürgermeister und ging wieder heimwärts.

Bis es zu schneien anfang, war der Landjäger wohl noch fünfmal zum Bürgermeister gekommen. Das sechste mal aber wurde der nartlich.

„Was willst denn“, schrie er, „hör'n tut er nix, anzeig'n gibst's net, 's Wasser können wir doch net abgraben, was willst nachher tun? Nachher find' du an Ausweg!“

Stille. — Eitriges Nachdenken. — Eine Priße Schnupstaba. — Plötzlich in die Stille hinein plakte der Landjäger: „Nachher müß'n wir ihn halt Fisch'n lassen.“

„Ja freilich“, polterte der Bürgermeister. „Dös hätt'st schon früher wiß'n können, du mit deinen Scherereien.“

Tiefgetunkt ging der Hüter der Ordnung über die Brücke zurück. Da rief ihm der Jörgl nach: „Du, jetzt geht's sei schon besser. Allmählich lern' ich's noch ganz aut. Psilat dich.“

„Mistviech“, sagte der Gendarm und ging seiner Wege.

Neapolitanische Porträts.

Von Richard Gerlach.

I. Diavolo.

Der Hafen von Neapel im Dämmerlicht. Masten und Segel rücken schwarz und übergroß nahe, unzählige geduckte Kohlentähne schwanken im Stolz der Brandung. Aber den Dampfern lastet violetter Rauch.

Die Gelskarrn klappern den Ausgängen zu, die Lagerhäuser werden geschlossen, die Arbeiter gehen nach Hause. Matrosen stehen in Gruppen zusammen, tuscheln und sehen aus, als hätten sie noch viel vor.

Ein Südamerikadampfer ragt hoch über die Mauer. Ballen werden hinübergeschleppt. Die Reisenden sind bereits an Bord, stehen an den Geländern. Man kann jedes Wort hören, aber sie sprechen nichts. Sie starren auf die Bucht, die mit tausend Lichtern eben aufblüht.

Ich will nun zurück und schlendere den Toren zu. Plötzlich schlägt mich jemand ins Kreuz, rempelt mich an, ich fahre herum. Ein Lump schlimmster Sorte, die Mühe im Gesicht, die Fäuste geballt, schreit:

„Diavolo, zum Teufel.“

Ich erwidere nichts, schreite im gleichen Schritt fort.

„Teufel“, brüllt es hinter mir.

Der will Streit, Tätlichkeiten, dann die Uhr von der Kette reißen und weglaufen oder das Messer ziehen.

Ein paar hundert Meter. Ich erreiche die Zollwächter, die seelenruhig an den Schrauben hin- und herpendeln und weiter nichts denken, als daß sie in einer halben Stunde abgelöst werden.

II. Ein Kutscher.

Der Kutscher schwingt die Peitsche, das Pferd trabt, die Äschen der Droschke knarren. Hat dieses Neapel ein niederträchtiges Pflaster. Ich werde durch- und durchgerüttelt. Vor mir stürzt breit und behäbig der Kutscher, in eine Wolle eingewickelt, ihm macht das nichts. Autos jagen darauflos. Kurven led um die Ecken, jeder so flink er kann, haarscharf aneinander vorbei, bald rechts, bald links. Durch die engsten Hohlwege schlüpfen wir durch, ich habe nie geahnt, was für eine Kunst es ist, eine Droschke zu lenken.

Unser Fuhrwerk scheint sanft zu sein, hier ist alles sanft, aber es funktioniert trotzdem noch ein bißchen. Die berühmte neapolitanische Geschicklichkeit. Wir kippen zu weilen heftig auf die Seite, jedenfalls ist die Federung gebrochen, wir werden gleich zusammengetragen. Ich rechne mir aus, wie lange es noch dauern kann, Wahrheitsrechnung.

Schließlich lasse ich halten, bloß aus diesem Fahrzeug hinaus.

„Was habe ich zu bezahlen?“

„Zwanzig Lire.“

Ich frage den Mann, ob er verrückt ist.

Aber jetzt fängt er an zu reden, und in was für Ausdrücken, Worte schwillen und hageln auf mich nieder, Leute bilden einen Kreis um uns.

„Fünf Lire ist das Höchste, mehr gebe ich auf keinen Fall.“

Der Kutscher thront majestätisch da, und beschwört mit starrer Würde, das sei gesetzlicher Tarif, er beleuert, er schimpft.

Da bahnt sich ein faszistischer Ordnungsmann heran.

„Herr, geben Sie mir die fünf Lire, rasch.“ Der Kutscher will davonfahren, aber das Verhängnis ist schon da.

„Sofort vom Bock herunter, mit zur Wache.“

„Hochverehrter Herr, ich habe nicht das Geringste getan, ich bin ein ehrlicher Mensch, alle Anwesenden sind Zeugen, nur eine kleine Meinungsverschiedenheit...“

„Sofort vom Bock herunter.“

„Oh, mein Herr, ich kann nicht, habe keine Hufe an, oh, Bachus, habe es heute morgen so verdammt eilig gehabt, ganz vergessen, keine Hufe an, nur in die Wolle eingewickelt.“

„Schwindel, Ausreden“, sagt der Faszi.

Er springt in die Droschke und befiehlt: „Quaestura.“

Ich werfe dem Kutscher die fünf Lire zu, er gestikuliert, fährt verzweifelt mit den Händen in der Luft herum, dann tollt das Fuhrwerk davon.

III. Ein Kapitän.

In der Bahn sitzt mir ein Herr gegenüber, singt eine Arie aus dem „Troubadour“, beugt sich im Spiegel, schwärmt mir etwas von deutschen Frauen vor. Ja, die blonden, übrigens sei er verlobt, Kapitän, Floyd Tristino.

Der Zug hält, der Kapitän reißt das Fenster auf, da steht ein Mädchen, irgendein Mädchen, er ruft ihr etwas zu, sie sei schön, die Schönste, bellissima. Mein Engel, ich bete dich an, ruft er, da setzt sich der Zug in Bewegung.

„Ach, die war himmlisch“, leucht er und pfeift Tosca, pfeift es auf eine schmelzende und elegische Art.

„Hören Sie, meine Verlobte hat mit mir eine Reise zum Kongostaat gemacht, drei Monate, großartig, überwältigend, herrlich.“ Da will jemand in unser Abteil, eine Dame. Wie springt der Kapitän, wie höflich sind diese Menschen.

Die Dame setzt sich neben ihn, nun schneidet er ein leidenschaftliches Gesicht, anfangs traurig, versonnen, dann glüht er, und nach zehn Minuten versucht er, sie mit dem Ellenbogen zu berühren.

Sie fühlt sich belästigt, tritt hinaus in den Gang.

„Wie ich sie liebe“, flüstert der Kapitän.

Dann erzählt er mir ein Abenteuer aus Sevilla, wo es auch himmlisch, herrlich, entzündend war.

„Das heiße Blut in unseren Vnern“, entschuldigst er.

„Meine Verlobte aber, ist die Allerhöchste, Allertreueste, Allerreinste. Ach, was für eine Familienmutter wird sie werden...“

Nach einer schweigsamen Minute: „Bitte seien Sie nicht böse, ich will nur einen Augenblick nach unserem Tändchen auf dem Gange schauen.“

Und er geht auf die Dame zu und legt die Hand aufs Herz...

Hygiene und Heilkunde

Freue dich, wenn es zieht! Freue dich, wenn es zieht! Begrüße den Luftzug als einen Freund! In diesem Feldgeschrei fakte der englische Hygieniker Dr. Leonard Hill die Ratschläge zusammen, die er den Sanitätsinspektoren der englischen Regierung in einer Versammlung gab. Die Meinung, daß Zug schädlich ist, die gerade bei uns in Deutschland so allgemein verbreitet ist, bezeichnete er als veraltet und unrichtig. „Erst neulich erzählte mir der Direktor eines großen Krankenhauses,“ sagte Hill, „daß er niemals üble Folgen gesehen habe, die durch Kälte oder Zugluft entstanden seien. Freilich darf man sich nicht ängstlich von diesen heilsamen Faktoren abschließen, sondern muß sich an frische und kalte Luft gewöhnen, um ihren hohen Nutzen zu erfahren. Leute, die durch das ständige Leben in freier Luft geheilt worden sind, freuen sich eines tüchtigen Sturms und fühlen sich glücklich, wenn der Wind durch ihre Kleider bläst, bieten sich ihm dar, anstatt vor ihm zu fliehen. Wer einmal die Kraft und Gesundheit erfahren hat, die durch Abhärtung gewonnen wird, der betrachtet die Kälte als seinen besten Freund, als einen unvergleichlichen Anreger des Körpers; er schläft bei offenem Fenster und sitzt vergnügt in einem Zimmer, in dem es tüchtig weht. Russen, die sich nach einem Dampfbad im Schnee wälzen, werden niemals von Katarren und Rheumatismus angefallen, obgleich sie sich der größten Kälte aussetzen. Früher glaubte man, daß man sich durch Zug Lungenentzündung holen könne, und die tiefsausgeschnittenen Blusen der Damen wurden für alle Krankheiten der Atmungsorgane verantwortlich gemacht. Aber die neue Mode ist der beste Beweis dafür, daß kalte Luft nichts schadet, denn die Damen mit nackten Armen und nackten Halsen sind gesünder als die, die früher jeden Luftzug durch warme Kleidung von sich fern hielten.“

Neue Bücher

* **„Neue Reclam-Bücher.“** In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Ph. Reclam jun., Leipzig) erschien: Johannes Scherr: „Menschliche Tragikomödie VI.“ Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Max Mendheim. U.-B. Nr. 6785/86. Die Studien und Skizzen des 6. Bandes von Scherrs „Menschlicher Tragikomödie“ behandeln Personen und Ereignisse aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: die Königin Mathilde von Dänemark und ihr Verhältnis zu Struensee, den Scherr als Schwächling und haltlosen Menschen hinstellt; die Dienstmagd Göldi in Glarus, die durch die Angebereien eines Kindes beschuldigt und 1782 als Hexe verurteilt wurde; der Dichter Beaumarchais, neben dessen Lebensschilderung Scherr allerlei für die Sittengeschichte Frankreichs bedeutungsvolle Vorgänge dieser Zeit erörtert; endlich als Episode aus der konstituierenden Nationalversammlung von 1789/90 die Veröffentlichung des sog. roten Buches, das die geheimen Ausgaben des französischen Königs enthielt. — Nikolaus Gogol: „Die Spieler.“ Komödie in drei Aufzügen nach Nikolaus Gogol von Alfred M. Balte. Nr. 6788. Gogol hatte das Stück in einer für die Bühne nicht geeigneten Form hinterlassen. Alfred M. Balte hat es nun vom Staub eines Jahrhunderts befreit und bühnenwirksam gestaltet. — Will Scheller: „Wilhelm Hauff“, Monographie. (Dichter-Biographien, 27. Band.) U.-B. Nr. 6787. Rechtzeitig zum 100. Todestage Wilhelm Hauffs, dem 18. November 1827, erscheint eine Würdigung des Dichters von Will Scheller, der sich in seiner Arbeit nicht auf trockene biographische Mitteilungen beschränkt, sondern befreit ist, das Wesen und die Erscheinung Hauffs von den verschiedensten Seiten her zu beleuchten und in seiner Bedeutung für die Gegenwart aufzuheben.

* **Paul Keller: „Die Heimat.“** (Verlag Alstein, Berlin.) Der Dichter, der als Dorfschullehrer lange unter der ländlichen Bevölkerung gelebt hat, erschüttert uns mit dieser Erzählung vom Kampf um die Heimat. Die Landschaft der schlesischen Berge sowie ihre worttargen, schlauen, verträumten und empfindungsstarken Menschen werden einem vertraut durch dieses Buch, das durch sein unmittelbares, echtes Gefühl erwärmt.

* **Astrid Riem: „Das Tagebuch der Randi Einarson.“** (Engelhorns Romanbibliothek, Band 1012.) Das Buch einer unglücklichen Liebe — ein leidenschaftliches, dabei zartes und keusches Frauenbuch. Im Auf und Ab eines

Jahres erleben wir mit der Heldin das jähe Aufflammen heißer Liebe, den nagenden Schmerz eines Jahres der Trennung und die tödliche Verzweiflung über den Bruch. Die Darstellung aller Phasen dieses Liebes Schmerzes vom rasenden Hah bis zur verhaltenen Leidenschaft, der Stunden des Taumels und der Entsagung ist mit echt weiblicher Einfühlungsgabe und feinem Stilgefühl gemeistert.

* **Helene Christaller: „Als Mutter ein Kind war.“** Eine Geschichte aus dem Leben. Mit vier Illustrationen und drei Lichtbildern. (Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.) Als Frau Christaller aus Krankenbett ihrer sich von schwerer Krankheit langsam erholenden Großkinder gerufen wurde und sie diese kaum mehr ruhig in ihren Bettchen zu halten vermochte, erzählte sie ihnen das Leben ihrer Mutter — Frau Christallers Tochter — die ihnen vor kurzem entrisen worden war. Wie mit einem Zauberschlag trat Ruhe im Krankenzimmer ein, und den Kindern wurde die Mutter und der Großmutter die Tochter wieder lebendig, und so verbrachten sie ihre schönsten unverlierbaren Stunden, an denen wir nun ebenfalls teilnehmen dürfen. Wer Frau Christaller kennt, weiß, daß sie von niemand lieber spricht, als von ihren Kindern; darum wurde auch in ihr wieder alles Vergangene lebendig, und wir erleben, als die unsichtbaren Zuhörer, von Anfang bis Ende alles mit. Es ist ein Buch zum Vorlesen und für die eigene besinnliche Lektüre.

* **„Jennys Bummel durch die Männer.“** Ein artiger Roman von H. Bachwich. (Rehmann & Schüppel, Leipzig C. 1.) Fast könnte man sagen, es wird mit diesem Buche eine neue Gattung, nämlich der Schwankroman, auf den Büchertisch der Zeit gelegt. Handfest und in sinnreich erdachten zwerchfellerstürzenden Verwicklungen wie ein Schlag für das Possentheater gearbeitet, ist diese Beschreibung der Erlebnisse des kleinen Berliner Konfektionsmädels Jenny Wähler, die gegen ihren Willen zur großen Dame wird und sich aus hundert komischen und tragikomischen Wiken des Zufalls, der sich ihres Lebens rübeahartig bemächtigt hat, schließlich doch in eine sehr gute Partie rettet. Possenhast erfunden, aber höchst witzig durchgeführt sind auch alle Mitspieler dieser epischen Komödie.

* **Jane Grey: „Der Mann aus dem Walde.“** Aus dem Amerikanischen übertragen von Paul Baudisch. — Romane der Welt; Herausgeber: Thomas Mann und H. G. Scheffauer. — (Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Ein Waldbild aus Amerikas unermeßlichen Wildnissen, mit poetischer Kunst geschildert, voll jenes Zaubers, den wir bei Erzählungen aus unberührter, unerschlossener Natur empfinden. Zugleich aber ein Buch der Abenteuer und Gefahren, der heftigen Kämpfe zwischen Mensch und Raubtier, das phantastische Abbild eines Pionierdaseins im besten Sinne. Reich an Spannung und Fülle der Begebenheiten.

* **„Der Mut zur Gesundheit.“** Von Dr. med. Viktor Sähnlein. (Leipzig, Basse & Bader, Verlag.) „Es lebe, wer sich tapfer hält!“ ruft Goethe aus. Derselbe Goethe, der dem trübseligen „Memento mori!“ (Denke an den Tod!) das kräftige „Memento vivere!“ (Gedenke zu leben!) gegenübergestellt hat. Wer nervös, überarbeitet, unfroh, lebensmüde ist, der lese dieses Buch! Es wird ihm neuen Lebensmut geben, wird ihm zeigen, daß Krankheit oft zu besiegen ist. Ungemein anziehend schildert der Verfasser am Schluß seiner Ausführungen mehrere Persönlichkeiten, die unter schwierigen Verhältnissen es verstanden, den Mut zur Gesundheit zurückzuerobern, so Napoleon, Kant, Goethe, Beethoven u. a.

* **Thomas Dlesen-Löfken: „Klaus Berg und Bodil.“** Bilder aus den grauen Dänen. (Safari-Verlag, Berlin W. 35.) Thomas Dlesen-Löfken ist Bauer in Jütland, nachdem er vorher Schuster, Rad- und Automobilmechaniker gewesen war. Erst der Vierzigjährige entschloß sich, schriftstellerisch hervorzutreten. Im Juni d. J. beging Dlesen-Löfken seinen 50. Geburtstag. Aus diesem Anlaß erschien in Kopenhagen von dem bekannten norwegischen Literaturhistoriker Jörgen Bultdahl das Buch „Dlesen-Löfken, ein Schilderer des nordischen Volkslebens“, in dem es über „Klaus Berg und Bodil“ heißt: „Es ist das Buch, das am längsten in Dlesen-Löfkens Seele gewachsen ist. Es wurde sein persönliches Buch, es ist Dlesen-Löfkens Künstler-schicksal. In diesem Buch ist der Zusammenhang des Lebens, es ist immer organisch. Ja, in ihm ist ein wachsendes Leben aus tiefen Quellen geschöpft. Ein Lebensepos von dem unerschütterlichen, niemals überwindbaren Mann, ein Buch, das davon handelt, wie harte Lebensbedingungen verborgene Kräfte hervorrufen, den Menschen stahlhart machen, ihn reifen lassen, wie kleine Verhältnisse große Seelen schaffen können.“